

Bundes- und Landeswettbewerb Philosophischer Essay 2020

Name der Verfasser/in: Lotte Fabinski

Jahrgangsstufe: Q3 (12)

(Schul-)E-Mail-Adresse: frankalotte.fabinski@helmholtzschule-ffm.net

Privatadresse: Berger Straße 191, 60385 Frankfurt am Main

Schuladresse: Helmholtzschule, Habsburgerallee 57-59, 60385 Frankfurt am Main

Name der zuständigen Lehrkraft: Sarina Loh, StR'in. Lehrerin für Ethik, Philosophie und Deutsch

Müssen wir glücklich sein wollen?

„Das Glück gehört denen, die sich selber genügen.“
(Aristoteles, Eudemische Ethik. VII, 2.)

Von dieser Idee der Selbstgenügsamkeit scheint der westliche Alltag weit entfernt zu sein. Noch bevor die Sonne sich über die zahlreichen Bürotürme erhebt, die das klassische Bild von rastlosen Großstädten prägen, sind diese bereits hell erleuchtet. Unzählige Menschen sitzen schon in ihren Büros, um den Anforderungen der Leistungsgesellschaft gerecht zu werden. Mit dem erwirtschafteten Vermögen wird später versucht, die verlorene Zeit zurückzukaufen. Anreize zum Konsum bieten die mit Reklametafeln übersäten Straßen jedenfalls genug. Sie bewerben etliche verschiedene Produkte und Dienstleistungen, die jedoch alle dasselbe versprechen: Ihr Besitz soll so glücklich machen, wie es die strahlenden Gesichter der Models garantieren.

Während man sich also inmitten einer Gesellschaft wiederfindet, die verrückt nach dem Ideal des Glücks ist und gleichzeitig doch so unglücklich zu sein scheint, da Konsum und materieller Wohlstand für viele das Einzige sind, was ihrem Leben einen Sinn verleiht, kommen viele Fragen auf.

Muss ich eigentlich glücklich sein wollen? Glücklich sein wollen, um was genau zu erreichen? Wonach soll ich also streben und was ist eigentlich der Sinn des Lebens?

Die omnipräsenten Glücksversprechen der Werbeindustrie schlagen an, das Geschäft mit dem Glück ist erfolgreich. Aus Sicht der klassischen, liberalen Wirtschaftstheorie funktioniert der Mensch ganz einfach. Die überspitzte Darstellung als Homo oeconomicus portraitiert ihn als Konsumwesen, welches ständig auf die Maximierung des eigenen Nutzens aus sei und durch einfache Mittel zufrieden gestellt und manipuliert werden könne. Selbst Empathie und Mitgefühl seien stets darauf ausgerichtet, das eigene Ansehen zu erhöhen.

Kann man Glück also tatsächlich einfach käuflich erwerben?

Aristoteles, einer der bekanntesten und einflussreichsten Philosophen, der sich bereits rund 400 Jahre vor Christus diesem Thema widmete und den Menschen durchaus komplexer und kompetenter charakterisierte, verneint dies deutlich.

Auf der Suche nach dem Sinn des menschlichen Strebens widmet er sich verschiedenen Künsten, Handlungen und Wissenschaften. Dabei stellt er fest, dass diese hierarchisch darstellbar seien und jeweils übergeordnete Ziele verfolgen. Im Laufe der Zeit habe man allgemein festgelegt, dass das Gute das sei, wonach alles strebe. Da all diese zahlreichen Bereiche, in denen Menschen streben, nun jedoch verschiedene Ziele verfolgen, die wiederum dazu dienen, andere Ziele zu erreichen, geht Aristoteles davon aus, dass es ein höchstes Gut geben müsse, welches um seiner selbst Wille angestrebt werde.

Das Streben ohne ein höchstes Gut sei deshalb leer und sinnlos, da es ins Unendliche ginge. Als Ende allen Strebens sei nach Aristoteles die Glückseligkeit zu bezeichnen, da diese das einzige Gut sei, welches um seiner selbst Wille angestrebt werde. Sie besitze darüber hinaus die einzigartige Eigenschaft, den Menschen autark zu machen. Habe man sie also einmal erreicht, so sei man in diesem Zustand vollkommen und jegliche Verlangen seien gestillt. Die Frage, wonach man streben solle, wäre hiermit also beantwortet.

In seinem ethischen Hauptwerk, der Nikomachischen Ethik, thematisiert Aristoteles die Lebensweise, die dem Menschen zu dieser Glückseligkeit, der Eudaimonia, und somit zum gelungenen Leben verhelfen soll. Ausgehend von der These, dass jedes Wesen spezifische, es einzigartig machende Eigenschaften habe, kommt Aristoteles zu dem Schluss, dass die Verstandestätigkeit, also die Fähigkeit über Handlungen abzuwägen, das *ergon* des Menschen sei und ihn somit von Tieren und Pflanzen abgrenze. Diese Bestimmung könne darüber hinaus unter Einfluss der unterschiedlich ausgeprägten Wesenszüge verschiedener Individuen besser oder schlechter ausgelebt werden. Die Verstandesfähigkeit sei deshalb umso wertvoller, je tüchtiger sie aus eigener Reflexion heraus das Verhalten steuere und vernünftige Handlungen bewirke.

Aristoteles bezeichnet die Glückseligkeit also nicht etwa als Zustand, erreicht durch die Bilanz eines gelungenen Lebens, sondern als kontinuierlich tugendhaft vollzogene Vernunftfähigkeit und als Ende aller Kausalbeziehungen.

Tugenden seien nach Aristoteles Charakterdispositionen moralisch Handelnder, die es ihnen ermöglichen, Handlungen zu beurteilen, sie angemessen durchzuführen und sich seinen Gefühlen und Neigungen gegenüber klug zu verhalten. Den Tugenden gewidmet ist die aristotelische Mesotes-Lehre. Sie besagt, dass jede Tugend die Mitte zwischen zwei Extremen, dem Übermaß und dem Mangel, darstelle. Diese Extreme werden auch als Laster bezeichnet. Auch wenn es dem Menschen durch seine Triebe im Normalfall näher liege, nach Extremen zu handeln, beschreiben Tugenden außerdem die überwundene Unwahrscheinlichkeit, sich diesen Extremen hinzugeben. Tugendhaftes Verhalten müsse nach Aristoteles erlernt werden. Ein häufiges intellektualistisches Missverständnis führe dazu, dass Menschen davon ausgehen, dass das reine theoretische Auswendiglernen von Tugenden bereits dazu führe, sie zu erlernen, in Wirklichkeit seien jedoch eine Art „Tugendtrainer“ erforderlich, deren Aufgabe darin bestehe, die Tugenden für Lernende zu verkörpern.

Im Hinblick auf die Fragestellung, ob man glücklich sein müsse, lassen sich aus der Aristotelischen Ethik einige Erkenntnisse ziehen. Um sich für den von Aristoteles beschriebenen Lebensweg zu entscheiden und sich somit tatsächlich durch die Vernunft über seine Triebe hinwegzusetzen, braucht es zunächst den entschlossenen Willen dazu, glücklich zu sein, um überhaupt Tugenden zu erlernen. Aus dem Alltag wissen wir schließlich, dass die Einstellung, die man gegenüber dem Lernen hat, ausschlaggebend für den Lernerfolg ist. Daraus möge folgen, dass Menschen, die bestrebt sind, ein glückliches Leben zu führen und sich demnach darum bemühen, Tugenden zu erlernen, um ihre Verstandesgabe möglichst hochwertig ausführen zu können, schneller zum Glück finden.

Aristoteles' Glücksethik basiert außerdem auf der Annahme, dass ausnahmslos alle Menschen nach dem Glück streben. Lässt man dies jedoch außer Acht und zieht einen theoretischen Umkehrschluss der Gedanken von Aristoteles, so würden all jene, die, aus welchem Grund auch immer, bewusst nicht glücklich sein wollen, triebgesteuert nach Extremen handeln. Dies würde negative Folgen für das Zusammenleben der Menschen haben und man könnte auch hier zu dem Entschluss kommen, dass Menschen tatsächlich glücklich sein wollen müssen, zumindest im Hinblick auf das geregelte Zusammenleben der Menschen und den Erhalt der sozialen Ordnung.

In der heutigen Konsumgesellschaft wird einem ständig vermittelt, dass Konsum der Schlüssel zum Glück sei. Auch bei diesem Modell würde also der Wille danach, glücklich zu sein, den Konsum anregen und schließlich zum Erlangen von Glück führen.

Des Bedarfs materieller Güter war sich tatsächlich auch Aristoteles vor rund 2500 Jahren schon bewusst.

Dadurch, dass Glück der tugendhaft vollzogenen Vernunftfähigkeit und nicht den Mitteln, durch die sie vollzogen werde, inhärent sei, könnte die These aufkommen, dass das Glück im Hinblick auf willkürliche, äußere Eindrücke autark sei. Doch, braucht der Handwerker aus dem obigen Beispiel nicht auch die richtigen Werkzeuge und Materialien, um seinem Beruf tugendhaft nachzugehen? Kurz gesagt, ja, er benötigt materielle Güter als Mittel dazu. Ein Mangel an ihnen würde die Glückseligkeit des Handwerkers zunächst schmälern. Dies gilt auch für diverse andere negative äußere Einflüsse, wie beispielsweise eine Krankheit, die es dem Handwerker verwehrt zu arbeiten und ihn somit daran hindert, seine Talente auszuführen. Da die Anzahl der Attribute, die das Glück von außen schmälern, jedoch in der Praxis so groß ist, dass ausnahmslos jeder Mensch davon betroffen sein muss, lässt sich schließen, dass die Glückseligkeit, wie Aristoteles sie beschreibt, ohnehin nur ein theoretisches Ideal sein muss, welchem man sich lediglich annähern kann.

Materielle Güter allein bringen dem Menschen laut Aristoteles, solange sie seiner tugendhaft vollzogenen Vernunftfähigkeit nicht zuträglich seien, ohnehin nichts.

Deshalb lässt die obige These sich in der Hinsicht bestätigen, dass materielle Güter lediglich einen graduellen Zusatz zur Glückseligkeit darstellen, während das wahre Glück im Hinblick auf materielle Voraussetzungen adaptiv sein muss. Die Willkür darf deshalb nie vorherrschen und jeder könne folglich seines Glückes Schmied bleiben, wenn er sein Glück nicht dem Zufall, sondern seiner Vernunft überlässt. Ein weniger privilegierter Handwerker könnte also genauso tugendhaft handeln, wie ein Handwerker, der über alles Werkzeug der Welt verfügt, wenn er das ihm Gegebene so tugendhaft nutzt, wie er kann. Dieses tugendhafte Handeln würde ihn natürlich auch gleichermaßen der Glückseligkeit näherbringen.

Versucht man tatsächlich, den von Aristoteles präferierten Lebensweg zu führen, so bleibt sicherlich fraglich, ob dieser allein zum Glück führen kann. Was bringt einem schließlich ein tugendhaftes, vernünftiges Leben, wenn um einen herum nur Leid herrscht? Oder wenn man trotz aller Bemühungen plötzlich selbst einem schrecklichen Schicksal zum Opfer fällt, vor dem einen schließlich kein tugendhaftes Verhalten schützen kann?

Da jeder Mensch in irgendeiner Weise Leid in seiner Umwelt erfährt, welches sein Glück schmälert, muss die Glückseligkeit ein theoretisches Ideal sein. Menschen, die sich tatsächlich nicht für das Leid anderer oder ihrer selbst interessieren und so gefestigt in ihrem Streben nach Glück sind, dass sie nichts davon ablenken kann, würde man schließlich als egoistisch und unvernünftig bezeichnen. Da der Weg zum Glück nach Aristoteles jedoch ein vernünftiger sein muss, beweist dies, dass die Glückseligkeit tatsächlich von äußeren Einflüssen abhängig sein muss und damit wirklich nur ein Ideal sein kann, dem man sich graduell annähern kann. Ein Streben nach einem unerreichbaren Ideal wäre nur destruktiv und würde das Glück durch fehlende Erfolge schmälern. Hieraus folgt, dass man nicht glücklich wollen sein muss, um das Ziel allen Strebens, die Glückseligkeit, zu erreichen. Es wäre stattdessen sogar kontraproduktiv, da äußere Einflüsse den strebenden Menschen eher frustrieren würden als den, der dem Glück gegenüber zwar offen ist, aber nicht um jeden Preis glücklich sein möchte.

Verschafft man sich einen Überblick über unsere Gesellschaft, so wird man auch Menschen finden, die sich mit der zeitnahen Bedürfnisbefriedigung, die den heutigen Wohlstand definiert, zufriedengeben und ihr Leben trotzdem subjektiv als glücklich beschreiben würden. Auch der Tierwelt mag die ein oder andere Person sehnsüchtige Blicke zuwerfen, wenn sie Hunde sieht, die über das Heimkommen des Besitzers unendlich glücklich erscheinen oder Schweine beobachtet, die beim Suhlen im Schlamm vollkommen zu sein scheinen.

Muss das Leben mit so niedrigen Ansprüchen durch seine Einfachheit und Sorglosigkeit nicht viel leichter sein, als der Lebensweg, den Aristoteles priorisiert und liegt das Glück dieser Wesen, die sich so schnell zufriedengeben, nicht viel näher?

Selbstverständlich wurde auch dieses Phänomen gründlich von Philosophen durchdacht.

„Es ist besser, ein unzufriedener Mensch zu sein, als ein zufrieden gestelltes Schwein; besser ein unzufriedener Sokrates als ein zufrieden gestellter Narr. Und wenn der Narr oder das

Schwein anderer Ansicht sind, dann deshalb, weil sie nur die eine Seite der Angelegenheit kennen.“ (John Stuart Mill)

John Stuart Mill, ein britischer Philosoph, stellte im neunzehnten Jahrhundert bedeutende Überlegungen zur Qualität des Glücks an. Das aufgeführte Zitat legt dar, dass die reine Bedürfnisbefriedigung nichts mit der Eudaimonia, als Bestform des Glücks und als volle Befriedigung, zu tun habe. Es sei in jedem Fall erstrebenswerter, Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen, wenn man dadurch die Chance bekomme, der tatsächlichen, höchstqualitativen Glückseligkeit näher zu kommen, als sich mit minderwertigem Glück zufrieden zu geben.

Hier lässt sich also wieder der Gedanke erkennen, dass ein bestimmtes Maß an Initiative und Interesse notwendig sei, um sich den Lastern abzuwenden, die einen nur zum vorübergehenden und weniger qualitativem Glück führen würden und man stattdessen tugendhaft und willensstark seinen Weg der vollzogenen Vernunftfähigkeit einschlagen sollte, um langfristig die höchste Qualität des Glücks ernten zu können.

Als scheinbares Gegenteil des Glücks und damit als nicht erstrebenswert, hat unsere Gesellschaft die Traurigkeit definiert. Doch ist diese nicht erst das, was dem glücklich Sein einen Wert verleiht? Was wären schließlich Reiche ohne Arme oder Schlaue ohne Dumme? Wäre ein Leben ohne Höhen und Tiefen nicht genauso langweilig wie eine Achterbahn ohne Talfahrten? Denn ohne Talfahren gäbe es schließlich auch keine erneuten Höhepunkte, die die Qualität des Glücks in beinahe euphorische Phasen steigern.

Die Tiefen im Leben und melancholische Phasen können optimistisch gesehen also auch einfach als Schwung holen für den nächsten Höhepunkt im Leben betrachtet werden.

Und wer das Leben so sieht, der hat gewonnen, denn er sähe in jeder Lebensphase das Gute. Mit diesem Missverständnis in der Gesellschaft wird also bereits der Grundstein dazu gelegt, im Leben die falsche Einstellung zu haben.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass ein Handeln nach Lastern nicht zur Eudaimonia führen wird. Dazu gehört die Untätigkeit genauso wie ein drängendes Wollen.

Eine optimistische innere Einstellung, verbunden mit einer mittleren Lebensweise und einer gesunden Lernbereitschaft jedoch, legt den Grundstein zu einem glücklichen Leben.

Sie erlaubt es, sich dazu zu entscheiden, nach dem größten Glück zu streben, Tugenden zu erlernen und sich in der Gesellschaft zu verwirklichen.

Wenn wir also tatsächlich glücklich sein wollen, kann uns dies den Weg zum Glück enorm erleichtern. Dieser Wille allein führt ohne das tatsächliche Ausleben des von Aristoteles gepredigten Lebensweges und die günstigen äußeren Umstände allerdings genauso wenig zum Glück, wie dass es einem durch den fehlenden Willen verwehrt ist.

Für das Leben bedeutet dies also, dass wir nicht glücklich sein wollen müssen, unser Glück jedoch nie von äußeren Umständen abhängig machen sollten, denn diese sind im Gegensatz zur Selbstgenügsamkeit schließlich unberechenbar. Also, wie Aristoteles schon sagte: „Das Glück gehört denen, die sich selber genügen.“

Quellen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Nikomachische_Ethik (14.11.2020, 17:36)

https://www.uni-ulm.de/fileadmin/website_uni_ulm/hsz/Sonstiges/SWP/Artikel_Glu_ck_SWP.pdf (14.11.2020, 17:40)

https://www.endlich-wachstum.de/wp-content/uploads/2016/02/Grundlagen_Konkurrenz_oder_Kooperation_B_Arbeitsmaterial.pdf (14.11.2020, 17:45)

Aristoteles: Nikomachische Ethik, I.1, 1094a 1 – 1095a 28. Übersetzt von Olof Gigon. München: dtv, 1998, S. 105-108; sowie Aristoteles: Nikomachische Ethik, II.5., 1106 a13 – 1107a15. Übersetzt von Olof Gigon, München: dtv, 1998. S. 139-142. *Beides entnommen aus dem Schulbuch von Althoff, Matthias; Franzen, Henning (Hrsg.): DenkArt. Arbeitsbuch Ethik für die gymnasiale Oberstufe. Paderborn 2015. S.160; S.164f.*

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbst verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe.